

Aus der politischen Woche

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 52

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fühl nur wenige Sekunden dauern sollte. Es ist das Gefühl, daß wir vollkommen einsam sind inmitten aller Menschen, daß ein Mensch stets allein ist, auch wenn ihn Liebe und Ehrfurcht umgibt, es ist die furchtbare Macht der Zeit, der wir nicht widerstehen können, das Bewußtsein, daß wir eigentlich Staub und Asche sind und vergehen müssen, wie alles vergeht, was irdisch ist.

Der alte Mann in dem dämmernden Schein der Lampe, versunken in dem weichen Leder, fühlte diese Gedanken trotz aller Müdigkeit, die ihn gefangen nahm. Und auf einmal war es ihm, als wenn es geklopft hätte. Ganz mechanisch rief er: „Herein!“ Eigentlich wunderte er sich, denn er hatte seinen Diener doch fortgeschickt, aber die Türe ging doch auf und eine sonderbare Gesellschaft trat ins Zimmer. Es waren zwölf Personen, alle in schwarzen Anzügen mit eigentümlich leeren Gesichtern. Sie verbeugten sich vor ihm und nahmen dann alle um ihn herum auf Tischen und Stühlen Platz. Einer dieser sonderbaren Besucher setzte sich sogar auf die Schreibtischplatte vor ihn.

Allmählich wurde ihm klar, daß das die zwölf Monate des vergangenen Jahres waren. Es wurde ihm fast ein wenig bange, als der Erste jetzt zu reden anhub.

„Es ist Neujahrsmacht“, sagte er mit einer hohl klingenden Stimme, „bald werden wir auf ewig vergangen sein.“

„Darum sind wir noch einmal gekommen“, sagte der Zweite, „denn Sie sind uns manches schuldig geblieben.“

„Ein Jahr ist kurz und doch lang“, meinte der Dritte, „man kann darin viel tun, was Sie unterlassen haben zu wirken.“

„Wissen Sie noch, wie Sie den armen Mann von Ihrer Schwelle jagten, der der Verzweiflung entgegenging, weil Sie kein Erbarmen kannten, als er Ihnen das Geld nicht wiedergeben konnte?“ sagte der Vierte. „Er ist kurz darauf gestorben, und der Kummer und das Leid der ganzen Familie liegt nun auf Ihren Schultern.“

„Sie haben nie daran gedacht, Gutes zu tun“, fing der Fünfte an, „Sie haben immer nur den Gedanken gehabt, Geld zu verdienen und Ihre Güter zu vermehren. Sie haben ganz vergessen, daß Sie eine Seele haben. Für wen haben Sie denn geschafft? Wissen Sie nicht, daß Sie alles zurücklassen müssen, wenn die Stunde kommt, die gewisse Stunde, der keiner entgeht?“

„Haben Sie ganz vergessen, daran zu denken?“ fragte der Sechste und machte mit der Hand eine Bewegung gegen einen hellen Schein an der Decke. Der alte Mann hob den Blick empor und sah dort ganz deutlich den Tod stehen, in weiße Tücher gehüllt. „Unser Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, dann sind es achtzig Jahre, und wie alt sind Sie?“

„Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, sagte der Siebente, „aber Arbeit, die bleibt und einen ewigen Gewinn hat. Wenn Sie z. B. ein Buch geschrieben hätten, das Kinderseelen beglückt oder reife Seelen erhoben und dem Lichte zugeführt hätte, oder wenn Sie etwas für die Allgemeinheit getan hätten, daß das Wohl vieler gefördert worden wäre! Aber Sie haben immer nur an sich gedacht und für sich selbst gearbeitet. Solche Arbeit zählt nicht und verweht wie Spreu im Winde, wenn die Stunde der Abrechnung kommt.“

„Und sie kommt“, sagte der Achte düster, „es hilft Ihnen gar nichts, daß Sie solche Gedanken von sich weisen und nur an das Leben denken. Das fährt schnell davon. Und was werden Sie dann machen?“

„Sie sind einsam, weil Sie nicht geliebt haben“, seufzte der Neunte und wischte sich eine Träne aus der tiefen Augenhöhle. „Die Liebe ist das Größte auf der Welt. Wissen Sie noch, wie Sie die arme kleine Amely von sich stießen, weil Sie kein Geld hatte und arm war? Wissen Sie noch, wie sie geglaubt hatte, Sie würden sie heiraten und wie Sie darüber lachten? O, es war ein häßliches, boshaftes Lachen, und das Sterben dieser armen kleinen Seele,

das Sie verursacht haben, spricht allein schon dafür, daß Ihre Seele niemals in den Himmel eingehen kann, sondern zu ewiger Verdammnis verurteilt bleiben muß.“

„Wissen Sie noch, wie kühl und geschäftsmäßig Sie Ihre alten, einfachen Eltern behandelt haben, die Ihnen als Hindernis vorkamen auf Ihrem Wege zu Ruhm, Glanz und Ehren?“ sagte der Zehnte. „Sie haben manche Träne um Sie vergossen, heimlich, und Sie sind es gewiß nicht wert, daß sie trotzdem allezeit für Sie gebetet haben. Elternliebe ist eben unermesslich und hat vieles gut gemacht, was sonst von Ihren Taten anklagend gen Himmel schreien würde.“

„Und wie viele arme Leute haben Sie von Ihrer Türe gehen lassen, ohne auch nur den geringsten Versuch zu unternehmen, ihnen zu helfen“, rief der Elfte, „mit welchen Hoffnungen kamen sie oft vor Ihr reiches Haus und wie betrübt zogen sie von dannen! Und wie hart waren Sie oft gegen Ihren alten Diener, der Ihnen ein Menschenalter treu gedient hat! Sehen Sie denn gar nicht, wie er Sie liebt und wie seine selbstlose Liebe Erwidderung verdiente durch freundliches mildes Wesen, durch Erleichterung seiner Obliegenheiten, denn er wird alt und gebrechlich und kann den Dienst allein nicht mehr versehen.“

„Ihr größter Fehler ist eben, daß Sie zu wenig geliebt haben“, flüsterte der Zwölfte, „ein Fehler, den viele Menschen begehen; Ihrer Fehler, Ihrer Sünden sind unzählige, aber der am schwersten zu vergebende ist dieser Mangel an Liebe.“

Der alte Mann war ganz in sich zusammengesunken bei den Anklagen der ersten Gestalten, die ihn mit ausgestreckten Armen umgaben und auf ihn einredeten.

„Aber gibt es denn keine Rettung mehr?“ rief er fast verzweifelt aus, „ich will ganz gewiß anders werden, anders handeln, mehr lieben im neuen Jahre, Ihr sollt nicht vergeblich gekommen sein.“

„O, ja, es gibt eine Rettung für alle die, die ernstlich wollen“, sagte da eine sanfte gütige Stimme, und in einem hellen Licht an der Wand stand eine überirdisch schöne, himmlisch verklärte Gestalt, „im Himmel ist immer mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Das weißt du doch! Aber eile, du hast nicht mehr viel Zeit! Trachte nach ewigen Schätzen, ehe deine Erdenzeit vollends um ist. Suche eifriger, liebe mehr, liebe unendlich, so wirst du selig finden, was du gesucht hast.“

Alles, alles, was wir sehen,
Das muß fallen und vergehen,
Wer Gott hat, bleibt ewig stehen.“

Es wurde ganz dunkel, aller Schein verlosch.

Der Kopf des alten Mannes stieß hart gegen die Platte des Schreibtisches, und mit einem kleinen kurzen Schrei, den der Schmerz ihm entpreßte, erwachte er. Es war alles nur ein Traum gewesen, ein Neujahrsmittnachtstraum. Aber doch wie Wirklichkeit, denn der alte Herr glaubte die dunklen ersten Gestalten der vergangenen zwölf Monate noch um sich zu spüren, und ihre Worte klangen noch in seiner Seele nach.

Draußen läuteten die Glocken, das alte Jahr war zu Ende, das neue stieg auf die Erde hernieder. Was es seinem Schoße barg, war den Menschen noch verborgen. Was aber das alte Jahr beim Scheiden den einsamen, reichen Mann noch gelehrt hatte, das wird er nimmermehr vergessen. Nimmermehr! Denn es war eine ernste heilige Stunde gewesen.

Aus der politischen Woche.

Die Wirkungen Locarnos.

Die unterschriebenen und gesiegelten Verträge von Locarno sind in Genf angelangt und dorten im Völkerbund-

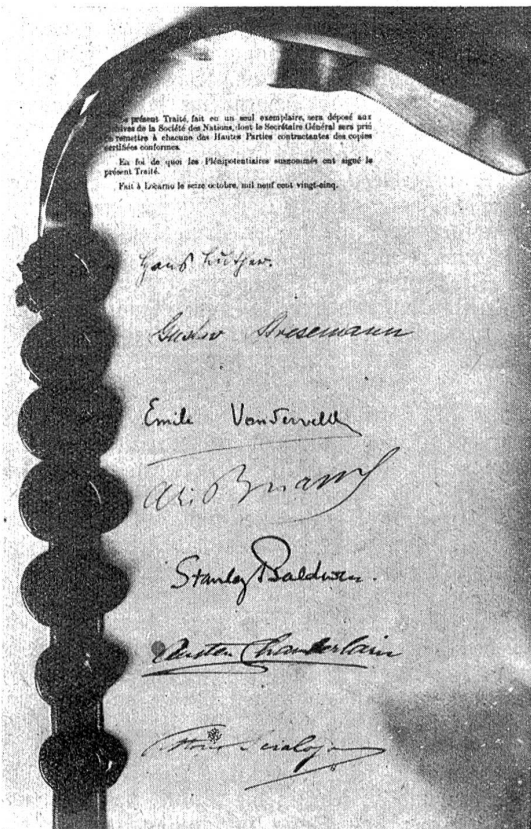
archiv feierlich deponiert worden. Auch die eingefleischtesten Bessimisten, die seinerzeit gegen den Völkerbund gestimmt und ihm nur ein ephemerer Dasein zugebilligt haben, werden inzwischen erkannt haben, daß es sich um eine notwendige und nützliche Einrichtung handelt, die Bestand haben wird. Genf ist heute die moralische und legislative Hauptstadt der „Vereinigten Staaten Europas“ geworden. Man käme heute nicht mehr aus ohne diesen Ort, wo auf neutralem Boden, vor dem Einfluß und Zugriff einer intereffizierten kriegerischen Nation gesichert, solche Dokumente internationaler Abmachungen niedergelegt werden können. Die Tatsache, daß ein Völkerbundarchiv existiert, in dem überstaatliche Verträge ruhen, hat symbolische Kraft und wirkt weiter. Daß der Völkerbundsgedanke unverlierbar eingewurzelt ist im Bewußtsein der maßgebenden Nationen, erhellt schon aus dem neuesten Beschluß, für die Versammlungen der Völkerbundsrate Neubauten zu schaffen mit einer Kostensumme von 8 Millionen; schon im kommenden Frühjahr sollen sie zum Wettbewerbe ausgeschrieben werden. Einem auf schwachen Füßen stehenden Institut würde man keinen solchen Palast zur Verfügung stellen; der künftige Völkerbundspalast ist ein Denkmal des Optimismus der europäischen Völker und ihres Glaubens an eine friedliche Zukunft.

Die innerpolitischen Vorgänge in den europäischen Staaten können heute füglich unter dem Gesichtswinkel der Rückwirkungen von Locarno betrachtet werden. Für

Deutschland

ist dies augenfällig. Die gegenwärtige Ministerkrise wurde bekanntlich heraufbeschworen durch die Ablehnung der Locarner Verträge durch die Deutschnationalen. Diese Rechtspartei will sich der Tatsache, daß Deutschland im Weltkrieg durch eigene Schuld unterlegen und darum die Kosten des Krieges zu zahlen hat, nicht unterwerfen. Sie hat diesmal, nicht wie beim Dawes-Abkommen, wo sie umfiel, die Konsequenz aus dieser Einstellung gezogen und hat ihre Vertreter aus dem Kabinett Luther-Stresemann zurückgezogen, um nicht die Verantwortung für Locarno mittragen zu müssen. Nach der Unterschrift in London hat Dr. Luther dem Reichspräsidenten die Demission des Restkabinettes eingereicht. Es folgten die Unterhandlungen mit den Parteien. Hindenburg hat, ganz nach dem Willen der Verfassung, die Parteiführer nacheinander nach der Wilhelmstraße geladen: zuerst Dr. Luther, der zwar parteilos ist, aber doch der gegebene Kanzler eines Ministeriums der Großen Koalition, d. h. der republikanischen Parteien von der Volkspartei bis zu den Sozialdemokraten, einschließlich des Zentrums und die Demokraten, gewesen wäre — dann den Sozialdemokraten Loebe und den Demokraten Koch. Die Sozialdemokraten stellten Forderungen für ihre Teilnahme; an ihnen scheiterte der Plan der „Großen Koalition“. Das neue Kabinett ist noch nicht gebildet. Der Reichstag hat sich in die Weihnachts- und Neujahrsferien vertagt, dem greisen Reichspräsidenten die Sorge um des Reiches Leitung überlassend. Der kann nun unterm Weihnachtsbaume darüber nachdenken, wie er die Sache schaffen mag. Hoffentlich schickt ihm der Weihnachtsengel — aber lieber nicht der deutschnationale — eine glückliche Idee. Seine politischen Gesinnungsfreunde sind längst nicht mehr mit ihrem Reichspräsidenten zufrieden. Dr. Pudor, der Redaktor der Zeitschrift „Safentkruz“, schreibt sehr ungnädig über ihn und Locarno: „In der modrigen Stinckluft einer Hindenburg-Republik kann nur die Lüge, der Stunk und die Verelendung gedeihen.“ Und weiter unten: „Bei Hindenburg, dem Juden diener, hat das Slawisch-knechtische die Oberhand gewonnen. Ludendorff dagegen ist reiner Germane... Wenn wir heute statt Hindenburg einen Juden auf dem Präsidentenstuhl hätten, stünde es besser um die deutsche Sache.“ Der geplagte Hindenburg wird beim Silberpunsch seine melancholische Betrachtung anstellen über

die falschen Freunde, vor denen ihn das kommende Neue behüten möge.



Die Unterschriften unter den Pakt von Locarno.

Aber nicht allein der Reichspräsident, das ganze deutsche Volk schreitet sorgenbeladen über die Jahreschwelle. Die Deflationskrise kommt etwas verspätet zu ihrer naturnotwendigen Auswirkung. Eine schwere Kreditnot plagt und peinigt das deutsche Volk bis aufs Blut. Die amerikanischen Anleihen, die letztes Jahr hinübergeholfen haben über die Schwierigkeiten, sind aufgebraucht. Die Arbeitslosigkeit hat mit erschreckender Wucht zugenommen. Es mag für die Hunderttausende, die einzig in der Rheinprovinz brotlos ihre trübe Weihnachten feiern, oder für die 50,000 abgerüsteten Krupp-Arbeiter, die zum größten Teil noch unbefähigt sind, ein schlechter Trost bedeuten, daß Dr. Schacht von der Reichsbank vor der Basler statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft in einem von „erfrischendem Optimismus“ (Nat. Ztg.) getragenen Vortrag dartut, daß Deutschlands Volkswirtschaft im Kerne gesund und stark sei. Merkwürdig in der Tat, daß ein Volk, dessen Sachvermögen heute um einen vollen Drittel größer sein soll als vor dem Krieg, weil sich der Staat durch die Inflation entschuldet und weil sich die Industriellen, die Kaufleute und Bauern in der gleichen Zeit mit Neuanschaffungen aller Art ausstatten konnten, nun plötzlich empfindlichen Mangel leiden soll, weil seine Produktion ins Stoden gerät wegen Kreditnot. Die Sache ist wohl so zu begreifen: die deutsche Industrie ist heute auf zu großem Fuße eingerichtet; sie wäre jetzt in der Lage, einer Konjunkturaufschwung zu genügen. Dazu fehlt nun aber der Auslandsmarkt, der durch Zollmauern verbarrikadiert ist. Man begreift den Schrei nach der europäischen Zollunion, wo die Zollschranken aufgehoben wären. Man begreift, warum die Deutschen Loucheurs Vorschlag einer Wirtschaftskonferenz zustimmen.

In der Tat fordert der Geist von Locarno, der die Abrüstungsfrage neu in Fluß gebracht hat, als zweite Konsequenz die Abrüstung der wirtschaftlichen Feindselig-

keiten, der Zölle. Die deutsche Volkswirtschaft kann natürlich nicht darauf warten, und sie tut es auch nicht. In seiner raschen Anpassungsfähigkeit gleicht der Deutsche dem Amerikaner. Die Rheinischen Metallwarenfabriken verkaufen ihre seit Wochen stillstehenden Waggon- und Lokomotivwerke einem Unternehmen auf Abbruch. Das Beispiel wird landauf landab befolgt; Fabrikschornsteine fallen, Mauern werden niedergelegt, die kapitalverschlingenden unnützen Bauten werden aus dem Inventar gestrichen, jeder Leerlauf im Betriebe wird ausgemerzt. So wird die deutsche Industrie rasch wieder zu billigerer Produktion kommen und konkurrenzfähiger werden noch als bisher. Eine kostspielige Methode das; sie erinnert schon fast an die Kriegszeit mit ihrer unsinnigen Zerstörung von Sachwerten. Gewiß, es ist Zeit, die Produktion auf weiterer Basis zu reorganisieren, auf der Basis internationaler friedlicher Uebereinkunft. Utopien von gestern — Wirklichkeiten von morgen.

Frankreich

Frankt ganz offensichtlich an politischer Ueberorganisation. Das französische Volk zerfällt in Parteien, jede sieht in der andern den Feind, ein Kampf aller gegen alle erfüllt die politische Arena mit Staubwolken und läßt die nächstliegende Lösung nicht sehen. Ein schlichter Arbeiter hat kürzlich den Weg gezeigt, der das französische Volk aus dem Schlamassel hinausführen könnte. Er hat Briand eine 25-Franken-Note geschickt mit einem Begleitschreiben: Er könne es nicht mehr mit ansehen, wie die Franzosen sich gegenseitig hineinstoßen wollen. Er werde allwöchentlich sich und seiner Familie 25 Franken vom Munde absparen, um sie der Amortisationskasse zur Verfügung zu stellen. Die Franzosen sollten sein Beispiel befolgen. Der Weg wäre da; aber der Wille, ihn zu beschreiten, fehlt vorläufig. Die Franzosen sind zu gute Rechner und zu sehr in die Politik verbißen, um dem lieben Mitbürger das Opfer zu schenken, das sie glauben, ihm mit Recht zumuten zu dürfen.

Die Erkenntnis der verfuhrerischen Lage — auch der neue Finanzminister des Kabinetts Briand, Doumer, hat noch kein erlösendes Wort gesprochen — hat in vielen Franzosen eine fascistische Verzweiflungstimmung erzeugt. Ein Georges Valois, Nachfahre des uralten Königsschlechtes, Gründer der Legionen einer fascistischen Vereinigung, gibt eine Tageszeitung heraus, die sich wachsender Anhängerschaft erfreut. Hier wird der Vorschlag gemacht, den Goldfranken einzuführen (wie?), die Kammer abzuschaffen, einen Wohlfahrtsausschuß an seiner Stelle zu setzen, bestehend aus sachkundigen Männern, der diktatorische Gewalt haben sollte. Ist das der erste Windstoß eines neuen französischen Revolutionsgewitters? Die Parallelen wurden schon gezogen: die Finanzminister (de Monzie, Caillaux, Voucheur, Doumer) verbrauchen sich heute rascher als seinerzeit in der Finanzkrise unter Ludwig XVI. (Turgot, Clugny, Necker). Es ertönt auch schon der Ruf nach den Generalständen. In Paris bilden sich Clubs, die durch ihre Namen („Club Camille Desmoulins“) revolutionäre Erinnerungen wach rufen.

Und wie soll man die Tatsache deuten, daß Tschitscherin in Paris sich wohllich niedergelassen hat und auf seiner Botschaft große Galaempfänge gibt? Einen Galaempfang, zu dem die Presse und die bedeutenden Männer in Paris geladen sind, zu dem Herriot, de Monzie und Dalbiez und die kommunistischen Größen erscheinen und der Briand Anlaß gibt, sich mit einem intimen Diner zu Ehren des russischen hohen Gastes zu repanchieren. Man kann vermuten, daß Rußland damit seinem starken Anlehnungsbedürfnis an Westeuropa Ausdruck gegeben hat, um aus der unleidigen Isolierung herauszukommen. Daß Tschitscherin in Paris das Sprungbrett sucht für hinüber nach London zu kommen. Einstweilen noch hat ihm Chamberlain abgewinkt: Vorher Be- weise der Freundschaft wie Aufgabe der antienglischen Politik in Kleinasien (Mosul), in Afghanistan, in Indien, in

China, dann erst den Versöhnungsfuß. Die Absicht der Russen ist noch nicht klar. Aber bezeichnend für den ganz andern Stand der Weltgeschichte Ende 1925 als Ende 1924 ist die Tatsache, daß der russische Außenminister in Südfrankreich seine Erholung sucht — und offenbar gefunden hat, sonst würde er sich nicht so in hoher Politik anstrengen — und daß schon von Rußlands Anerkennung der Auslandsschulden und von seinem Eintritt in den Völkerbund die Rede ist. Tschitscherin wäre angeblich schon bereit, einen „stillen Beobachter“ nach Genf schicken zu wollen; im Wege stünde dazu bloß der ungelöste Worowsky-Handel mit der Schweiz. So sind auch schon die russischen Zuhörer nach der Schweiz ausgestreckt; das Jahr 1926 steckt voller politischer Möglichkeiten. Nur muß vorerst das französische Finanzproblem gelöst sein, bevor die Wege frei sind für die vorgezeichnete Entwicklung zur Pazifizierung Europas im Sinne Genfs.

-ch-



Die Berliner Opernsängerin Frau Juriewskaja.

Die berühmte Sängerin der Berliner Staatsoper Frau Juriewskaja, die kürzlich auf unerklärliche Weise verschwunden ist. Sie erbat sich einen dreitägigen Urlaub, um ihre erkrankte Mutter in Dorpat zu besuchen, reiste aber in die Schweiz nach Andermatt, wo sie in der „Krone“ abstieg. Man muß annehmen, daß sie in der Schönen Selbstmord begangen hat. Bei der Teufelsbrücke fand man ein Opiumfläschchen und ein Rasiermesser. Die Leiche konnte indessen der starken Vereisung der Neuschneide wegen noch nicht gefunden werden. Aus brieflichen Äußerungen zu schließen, trug sie sich mit Selbstmordgedanken, als sie von Berlin abreiste. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß der Selbstmord nur fingiert ist und daß die Künstlerin ihre Spuren verwischen wollte. Ihr Gatte, Oberst von Kremer, war Offizier der zaristischen Leibgarde. Die etwa 35jährige Sängerin, die von seltener Anmut und Schönheit war, war vor allem eine sehr geschätzte Mozartsängerin und Interpretin.